

---

# Lebenschancen

---

Wohin driftet die Mittelschicht?

---

Steffen Mau

---

edition suhrkamp

---



SV

Sonderdruck  
edition suhrkamp



# Steffen Mau Lebenschancen

*Wohin driftet die Mittelschicht?*

Suhrkamp

Erste Auflage 2012  
edition suhrkamp  
© Suhrkamp Verlag Berlin 2012  
Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag gestaltet nach einem Konzept von  
Willy Fleckhaus: Bureau Johannes Erler

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-06215-9

## Inhalt

Vorwort 7

1. Mittelschicht: Leben in der Komfortzone 13
2. Erschütterungen der Mitte 47
3. Statuspanik: Reale Gefahr oder falscher Alarm? 97
4. Die Mühen der Selbstbehauptung 132
5. Neue Kälte in der Mitte? 177
6. Für eine Politik der Lebenschancen 209

Literatur 251

Danksagung 271

Quellen und Daten 272

Ausführliches Inhaltsverzeichnis 273



## Vorwort

Die Mittelschicht ist bis heute ein soziologisch weitgehend unerforschtes Terrain. Mittelschichtkundler finden sich vor allem unter den Literaten, die sich für die Brüche und Abgründe hinter den glänzenden Fassaden interessieren, weniger unter den Sozialforschern. Diese empfinden die saturierte Mitte oft als wenig aufregend. Die Mitte gilt als unbestimmt, wenn nicht gar undefinierbar. Auch die ideologischen Überhöhungen der Mitte stimmen viele Soziologen skeptisch. In der öffentlichen Debatte wird die Mittelschicht nämlich oft verhätschelt: Ihre Belange sollen im Zentrum politischer Bemühungen stehen, sie wird vor Wahlen umgarnt, Marktwirtschaftler sorgen sich um allerlei Lasten, die sie zu tragen hat, Familienpolitiker bemühen sich immer stärker um ihre »Qualitätskinder«, und Moralwächter beschwören ihre vermeintlichen Tugenden. Dabei ist die Mitte Objekt vieler Interessen und Zuschreibungen: Leistungsträger, besserverdienend, ausgleichendes Zentrum und Ruhepol, Stabilitätsanker und Wohlstandszone, Steuerzahler, Max und Erika Mustermann, gute Gesellschaft, Hort der bürgerlichen Werte, mediokre Masse, Träger des Gemeinwesens, Quell wirtschaftlicher Prosperität, Otto Normalverbraucher.

In der Soziologie ist das Thema »Mitte« erst mit neuen Gefährdungen derselben aktuell geworden. Nachrichten zur sozialen und mentalen Lage der Mitte gelten dabei oft als wichtige Wasserstandsmeldungen für die Lage der Gesellschaft insgesamt. Die Bundesrepublik verstand sich lange Zeit als mittelschichtfreundliches Wohlstandsland, geprägt von hohem Lebensstandard und einem dicht geknüpften Sicherheitsnetz. Aus dem Rückspiegel betrachtet, war sie, so könnte man sagen, trotz Massenarbeitslosigkeit ein soziales Idyll. Unter materiellem Mangel, Abstiegs-erfahrungen und sozialer Exklusion schienen nur wenige zu leiden, die Mittelschicht jedenfalls nicht. Die Mehrheit konnte sich

in der Gewissheit wiegen, dass sie ihren Teil des Kuchens abbekommen würde. Zugang zu Lebenschancen, kollektiver Aufstieg und Wohlstand waren fester Bestandteil des Projekts eines gelingenden Lebens und nordeten bei vielen den inneren Kompass ein.

Schien die Mitte bislang gegen größere Erschütterungen abgeschirmt, ja immunisiert zu sein, häufen sich seit einigen Jahren die Indizien dafür, dass der Wind sich gedreht haben könnte. Wohlstandswachstum und Aufstiegsgarantie können immer weniger als Standardprogramm der Mittelschichtexistenz gelten. Zwar ist die Lage der Mitte auch von konjunkturellen Zyklen abhängig, es gibt jedoch eine Reihe langfristiger Trends der gesellschaftlichen Restrukturierung, welche die Mitte als weniger stabil und gesichert erscheinen lassen als bisher. Das gilt für die Bundesrepublik, stellt sich aber noch dramatischer dar, wenn man in die USA, nach Südeuropa oder in einige Länder Westeuropas schaut. In vielen Staaten mit Marktwirtschaft und demokratischer Verfassung kann man durchaus von einer Krise der Mitte sprechen, und auch hierzulande sieht sich die Mittelschicht zunehmend in einer Lage, die von Prekarisierungsrisiken und Aufstiegsblockaden gekennzeichnet ist. Nicht alle diese Veränderungen sind dramatisch (einige schon!), aber für eine sicherheitsverwöhnte und statusorientierte Mitte halten sie grundlegende Irritationen bereit. Die Selbstgewissheit der Mittelklassen nimmt ab, die Wohlstandsfrage kehrt zurück und mit ihr das Thema der Verteilungsgerechtigkeit. Diese Verschiebungen innerhalb der sozialen Ordnung betreffen nicht allein die Mitte, sie scheint allerdings besonders nervös darauf zu reagieren.

All diese Veränderungen vollziehen sich langsam und oft kaum spürbar. Es ist nicht so, dass eine große Welle auf den Strand zuläuft und die Sandburgen der Mittelschicht überflutet. Wir haben es vielmehr mit einer schleichenden Erosion zu tun. Die fast schon zu Mantras verkommenen Großtrends Globalisierung, Individualisierung, Liberalisierung und Privatisierung tragen

ebenso zur Verunsicherung der Mitte bei wie das Bröckeln des sozialdemokratischen Grundkonsenses, der Westdeutschland lange Zeit prägte. Mit dem Aufstieg des neoliberalen Projekts, das auch von Teilen der Mittelschicht begrüßt wurde, gerieten zugleich Werte wie Solidarität und die Verpflichtung auf das Gemeinwohl ins Wanken. Die Einkommensschere öffnete sich, die Vermarktlichung sozialer Lagen nahm Fahrt auf, die Gesellschaft verwandelte sich immer mehr in eine Wettbewerbsgesellschaft. Die Mittelschicht war an der Verbreitung marktbasierter und individualisierter Formen des Sozialen nicht ganz unbeteiligt, geriet aber angesichts flexibilisierter Betriebsamkeit und kalter ökonomischer Leidenschaften zunehmend unter Druck. Statuspanik und Anpassungsstress haben zugenommen, dasselbe gilt für die Notwendigkeit, sich im gesellschaftlichen Positiongefüge zu behaupten. Viele Menschen treibt die Sorge um, durch neue Gefährdungen in Nachteilslagen zu geraten, den gewohnten Wohlstand nicht halten oder den eigenen Kindern keinen Aufstieg ermöglichen zu können.

Die Politik steht in dieser Situation vor einem Trilemma: *Ers-*tens muss sie sparen, um die öffentlichen Haushalte zu sanieren und dem Diktat der globalen Finanzmärkte zu entsprechen; *zwei-*tens scheut sie höhere Belastungen für die mobilen Wohlhabenden; und *drittens* sieht sie sich immer häufiger mit unzufriedenen Angehörigen der Mittelschicht konfrontiert, die ihre Bedürfnisse nach Sicherheit und gerechter Beteiligung am Wohlstand artikulieren.

Wirksame Therapieansätze, um der wachsenden Verunsicherung zu begegnen, gibt es bislang kaum. Staatlich verordnete Gleichheit hat als Reformperspektive längst ausgedient. Die Antwort auf die Verunsicherung der Mittelschicht kann aber auch nicht darin bestehen, klientelistische Belohnungspolitiken aufzulegen. Wohltaten und Vollkaskoschutz für die Mitte – das wäre ein falsch verstandener Befriedungs- und Beruhigungsansatz, eine schlechte Medizin. Gegenüber sozialtherapeutischen An-

sätzen, die Menschen auffordern, ihre »gelernte Hilflosigkeit« (Assar Lindbeck) zu überwinden, ist ebenfalls Skepsis geboten. Durch Appelle allein lässt sich die Freude am Risiko sicher nicht steigern. In dieser Gemengelage wird die Chancenverteilung zum wichtigsten Fixpunkt der Politik und der öffentlichen Debatte. Die entscheidenden Fragen lauten: Wie kann eine Gesellschaft, die immer mehr von Ungleichheit und Wettbewerb geprägt ist, dem individuellen Anspruch auf Lebenschancen noch gerecht werden? Und wie kann man die breite Mittelschicht für ein solches Unterfangen gewinnen?

Den Begriff der Lebenschancen hat Ralf Dahrendorf 1979 in seinem gleichnamigen Buch genauer definiert und ausgearbeitet. Während Dahrendorf mithilfe dieses Konzeptes geschichtsphilosophische Überlegungen mit Fragen nach dem Fortschritt von Gesellschaften verband, nutze ich ihn in zeitdiagnostischer Absicht. Ich frage, wie es um den Zugang zu Lebenschancen bestellt ist und wie er verbessert werden kann. Lebenschancen als Modell der individuellen Entfaltung und Entwicklung verstehe ich als ein Angebot für alle gesellschaftlichen Gruppen – die Mittelschicht, die an den Rand Gedrängten und die oberen Schichten. Wir brauchen Instrumente, um der Tatsache zu begegnen, dass Chancen zunehmend ungleich verteilt sind, und zudem Angebote für die Benachteiligten, Ausgebremsten und Gestrauchelten. Wer in Kontexten sozialer Benachteiligung aufwächst, soll in seinen Entfaltungsmöglichkeiten nicht über die Maßen beschnitten werden; wer abrutscht, braucht alle Unterstützung, um wieder aufzustehen.

Das politische Leitprinzip einer Maximierung von Lebenschancen kann für die Mittelschicht durchaus attraktiv sein. Es passt recht gut zu ihrem Leistungsethos, zur weitverbreiteten Wertschätzung für Anstrengung, Bildung und Qualifikation. Erst wenn Chancengerechtigkeit gewährleistet ist, ergibt es überhaupt einen Sinn, Leistung zum Maßstab vieler (natürlich nicht aller!) Dinge zu machen. Chancengerechtigkeit ist über-

dies Grundvoraussetzung für individuelle Motivation und Aufstiegswillen, für den Ehrgeiz, aus Talenten und Anlagen das Beste zu machen. Doch weil die Grundlagen für den sozialen Wettbewerb und das individuelle Vorankommen nun mal in Institutionen (Schulen, Arbeitsmärkten, sozialen Sicherungssystemen) gelegt werden, müssen diese so gestaltet sein, dass alle Menschen möglichst die gleichen Startbedingungen haben, dass soziale Härten kompensiert und dauerhafte Benachteiligungen ausgeschlossen werden. Wenn es gelingt, Mobilitätskanäle (wieder) zu öffnen und die politischen Angebote zu verbessern, lässt sich vielleicht auch die beunruhigte Mittelschicht mitnehmen. Solche Offerten schaffen schließlich Spielraum nach oben und sie schließen jene Deprivationsfallen, welche den Menschen drohen, die aus der Mitte herausfallen.

Dieses Buch bedient sich nicht der Form einer strengen wissenschaftlichen Monografie, ich will vielmehr versuchen, Befunde und Überlegungen zur Transformation der Mitte und zur Verbreitung neuer Unsicherheiten pointiert zu bündeln und zuzuspitzen. Es geht mir um einen empirisch informierten und kontrollierten Blick auf die soziale und mentale Lage der Mittelschicht. Wenn man nach gängigen soziologischen Kriterien selbst zur Mittelschicht gehört, ist die Distanz zum Gegenstand nicht immer gegeben. Es gibt da diesen Hang zur Nabelschau, der mich auch beim Schreiben dieses Buches hin und wieder beschäftigt hat. Insgesamt, so hoffe ich, mache ich mich aber weder zum Advokaten der Mittelschicht noch zum soziologischen Kritiker. Vielmehr möchte ich die Veränderungen, die sich in dieser gesellschaftlichen Zwischenschicht abspielen, mit wissenschaftlicher Neugier erkunden. Das Buch entwickelt seine Argumente vor allem durch ein Nebeneinanderlegen unterschiedlicher Mosaiksteine. In einer Zeit hoher wissenschaftlicher Spezialisierung stagniert die Kommunikation zwischen einzelnen Wissensfeldern fast völlig: Diejenigen, die etwas zur Bildung sagen können, kennen sich mit Gerechtigkeitsfragen kaum aus,

Familiensoziologen nicht mit dem Arbeitsmarkt. Einem komplexen Beobachtungsobjekt wie der Mittelschicht ist daher kaum beizukommen, wenn man die verschiedenen Befunde nicht zusammenspielt und ordnet. Eine sozusagen panoramische Perspektive ermöglicht es, die Entwicklung wesentlich umfassender darzustellen, als es empirische Einzelstudien je könnten.

Der Leser wird merken, dass das Buch betont populär gehalten ist. Wo es mir im Sinne der Anschaulichkeit angebracht schien, habe ich stärker illustriert und mit dickerem Pinsel gemalt. Das Schlusskapitel stellt in gewisser Weise ein Wagnis dar: Ich versuche, die Idee der Lebenschancen als Antidot gegen blockierte Strukturen und neue Verwundbarkeiten ins Spiel und in die öffentliche Debatte zu bringen. Dass meinem Vorstoß bestimmte normative Vorstellungen darüber zugrunde liegen, wie Chancen und Ressourcen in einer Gesellschaft verteilt sein sollten, versteht sich von selbst. Auch wenn hier die Mittelschicht im Blickpunkt steht: Das Buch entwirft zugleich Reformperspektiven für die ganze Gesellschaft.

*Berlin, im März 2012*

## 1. Mittelschicht: Leben in der Komfortzone

Wer gehört eigentlich zur Mittelschicht? Ein *Tatort* benötigt nur einen Kameranahen, um uns in dieses Milieu zu entführen: Wir sehen ein Reihenhaus mit Vorgarten und Carport, davor ein paar Blumenkübel, Dahlien und Pfingstrosen, eine Fußmatte, auf der »Bitte Füße abtreten« steht – und sind im Bilde. In den Romanen Martin Walsers begegnet uns ein ganzes Mittelschichtkabinett: Susi Gern, Helmut und Sabine Halm, Gottlieb Zürn und die Kahns. Sie alle wandeln durch Wohlstandswelten und suchen dort ihr privates Glück.

Der Begriff der Mitte ist unscharf, ja geradezu schwammig. Die Mitte befindet sich irgendwo zwischen Oben und Unten, ist eher eine sozialstrukturelle Zone denn ein abgeschlossenes Kollektiv. Es handelt sich im Grunde um einen Sammelbegriff, den all jene zur Selbstverortung nutzen, die sich weder der Ober- noch der Unterschicht zuordnen wollen (oder können). Die Mitte, das ist der Komfortbereich, angesiedelt unterhalb des Übermaßes an Privilegien und des ungefährdeten Wohlstands und oberhalb des Segments der begrenzten Lebenschancen. Weder Elitenloge noch Nachteilslage, sondern eben die Mitte: mittlerer Lebensstandard, mittleres Einkommen, Berufe in der Mitte der Gesellschaft – vom Facharbeiter bis zum Studienrat.

### *Mittelstand und Mittelschicht*

Der Begriff der Mitte, wie wir ihn heute verwenden, ist im Prinzip eine recht junge Erfindung. Lange Zeit glich die Gesellschaft eher einer Pyramide, und das Verhältnis zwischen Spitze und Sockel bestimmte die soziale Dynamik. Noch bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts lebte die überwiegende Mehrheit der Menschen (je nach Schätzung zwischen 75 und 90 Prozent) in länd-

lichen, von der Landwirtschaft geprägten Regionen, man rechnete den weitaus größten Teil der dort ansässigen Bevölkerung den unteren Schichten zu. Lediglich in den Städten, wo Handel und Gewerbe blühten, lag der Anteil der »Bürger« (Handwerker, Kaufleute usw.) höher. Allerdings gab es auch hier große Gruppen »unterbürgerlicher Existenzen«, beispielsweise Gesellen, Bedienstete und Tagelöhner (vgl. dazu Bolte/Hradil 1988: 80 ff.). Von Mitte war in der späten Ständegesellschaft selten die Rede, im 18. und 19. Jahrhundert sprach man eher vom Mittelstand, erst ab dem 20. Jahrhundert von Mittelschicht. Mit dem Begriff des Mittelstands verbindet man auch heute noch spezifische produktive Funktionen in Industrie, Handwerk und Handel, während sich Mittelschicht stärker auf eine allgemeine Lebenslage bezieht.

In der marxischen Theorie war eine Mitte nicht vorgesehen – sie blieb ein blinder Fleck. Zwar finden sich bei Marx reichhaltige Beschreibungen unterschiedlicher sozialer (Zwischen-)Lagen, etwa der Kleinbürger, Händler und Gewerbetreibenden, aber seine Lehre ging von zwei Hauptklassen aus, die die gesellschaftliche Entwicklung dominieren (Marx 1867): von Kapitalisten und Lohnarbeitern. Erstere besitzen das Kapital und die Produktionsmittel, also die Maschinen und Werkstätten, während die zweite Klasse nur die eigene Arbeitskraft besitzt und diese an die Kapitalisten verkaufen muss. Im Zuge der kapitalistischen Entwicklung, so die marxische Annahme, werden einzig diese zwei Großklassen überleben. So prognostizierte er, dass das Kleinbürgertum allmählich zerrieben und proletarisiert werde. Dies sei eine Folge der Mechanisierung und Industrialisierung der Wirtschaft, die den Schuster an der Ecke überflüssig mache. Industrielle Fertigung verdränge den kleinen Handwerker und zwingt ihn, sein Geschäft aufzugeben und sich der Klasse der Lohnarbeiter anzuschließen. Karl Marx und Friedrich Engels gingen überdies davon aus, dass diese beiden, zunächst nur objektiv durch die Stellung zu den Produktionsmitteln be-

stimmten Klassen, grundverschiedene Lebenswelten und Mentalitäten ausbilden würden. Engels schreibt in seinem Buch *Die Lage der arbeitenden Klasse in England* über diese Klassendi-chotomie:

»Die Bourgeoisie hat mit allen andren Nationen der Erde mehr gemein als mit den Arbeitern, die dicht neben ihr wohnen. Die Arbeiter sprechen andre Dialekte, haben andre Ideen und Vorstellungen, andre Sitten und Sittenprinzipien, andre Religion und Politik als die Bourgeoisie.« (1972 [1845]: 351)

Wie wir heute wissen, überstieg die Faszinationskraft dieses Entwurfs zum Teil seinen Realitätsgehalt. Recht hatte Marx aber mit der Annahme, dass zukünftig ein wachsender Teil der Bevölkerung von bezahlter Lohnarbeit leben werde. Diese Tendenz hielt lange an, und noch heute ist die abhängige Beschäftigung vorherrschend, selbst wenn inzwischen eine forcierte Zunahme bei den freien Berufen und Soloselbstständigen zu verzeichnen ist. Marx' Prognose, die mittleren Schichten würden im Zuge der sich zuspitzenden Klassenwidersprüche nahezu aufgelöst, hat sich dagegen nicht bewahrheitet. Das Überleben und die Ausweitung der Mittelschicht werden daher oft als Widerlegung der marxschen Verelendungsthese angesehen. Schon Ende des 19. Jahrhunderts nahm die Arbeiterschaft zahlenmäßig nicht weiter zu, was für die klassischen Arbeiterparteien auf dem Weg zu politischer Macht durchaus zum Problem wurde. Sie mussten sich, wollten sie an Stärke gewinnen, auch an die Gewerbetreibenden, die Händler, die Selbstständigen in der Landwirtschaft, die neue Gruppe der Angestellten sowie die kleineren und mittleren Beamten wenden. Diese Gruppen wurden zum wichtigsten Reservoir der sich ausdehnenden Mitte. Theodor Geiger, der wichtigste Sozialstrukturforscher der Weimarer Republik, sprach in diesem Sinne von der neuen Zwischenschicht der »Weder-Kapitalisten-noch-Proletarier« (1930: 637).

Der klassische (alte) *Mittelstand* des späten 19. Jahrhunderts

gründete seine Stellung auf den Besitz von Kapital, Produktionsmitteln und Immobilien, allerdings ohne dabei ein größeres Heer an Arbeitern zu beschäftigen. Handwerker, Freiberufler sowie kleine und mittlere Familienunternehmer sind die charakteristischen Vertreter dieser Gruppe. Im Gegensatz dazu ist die *Mittelschicht* breiter. Sie umfasst zusätzlich die im letzten Jahrhundert schnell anwachsende Gruppe der Angestellten. Ähnlich wie die Arbeiter sind diese zwar in eine Hierarchie eingebunden, ihr Arbeitsplatz ist allerdings das Büro, nicht die Werkhalle (Lederer 1912). Selbst haben sich die Angestellten von Anfang an oberhalb der Arbeiterschaft positioniert, zumal unqualifizierte und einfache Tätigkeiten damals in diesem Bereich noch weniger verbreitet waren. Die Angestellten orientierten sich an den besseren Kreisen und distanzieren sich vom Arbeitermilieu, hingen also irgendwo dazwischen, so dass sie gelegentlich gar als »wesenlose Nicht-Klasse« bezeichnet wurden (Berger/Offe 1984).

Eine erste Gesamtbeschreibung der sozialen Schichtung der deutschen Bevölkerung hat Theodor Geiger auf der Grundlage der Volkszählung des Jahres 1925 vorgenommen und in seiner Schrift *Die soziale Schichtung des deutschen Volkes* vorgelegt (1972 [1932]). Noch ohne Computer beugte sich Geiger über die umfangreichen Tabellen und addierte die Daten mit dem Rechenschieber, er sortierte die Gezählten nach bestimmten Kriterien, gewichtete und kombinierte unterschiedliche Charakteristika. Er orientierte sich dabei an »nach wahrnehmbaren Merkmalen ausgelesenen Existenzen, die für den Habitus prädestiniert sind« (1972 [1932]: 13). Geiger führte also objektive Merkmale wie die Stellung zu den Produktionsmitteln, die berufliche Position oder das Bildungsniveau mit subjektiven Faktoren wie Mentalitäten, Freizeitaktivitäten oder Geselligkeitsstilen zusammen, um die Ordnung und Lagerung der sozialen Schichten zu beschreiben.

Auf diese Weise identifizierte Geiger schließlich fünf Schichten: die Kapitalisten (0,9 Prozent), den alten Mittelstand (kleine

und mittlere Selbstständige, 17,8 Prozent), den neuen Mittelstand (kleine und mittlere Beamte und Angestellte, 18 Prozent), die »Proletaroiden« (abgeglittene Angehörige des alten Mittelstandes sowie Tagwerker, 12,6 Prozent) und schließlich die große Gruppe der Arbeiterschaft (50,7 Prozent). Damals konnte Geiger noch behaupten, der neue Mittelstand der Gehaltsempfänger bleibe der Arbeiterschicht fremd, da letztere ihr wirtschaftliches Schicksal als kollektives verstehe, während der Angestellte versuche, »sich als Einzelner unter Verleugnung seines Standes Geltung zu verschaffen« (1987 [1932]: 488).

Die deutliche Abgrenzung zwischen (neuem) Mittelstand und Arbeiterschaft hat sich im Lauf der Jahrzehnte abgeschwächt. Einerseits sind viele Arbeiterberufe aufgewertet worden und lassen sich nicht mehr als einfache manuelle Tätigkeiten beschreiben. Gleichzeitig distanzieren sich viele qualifizierte Arbeiter von proletarischen und unterschichttypischen Lebensstilen. Durch verbesserte Arbeitsbedingungen und Einkommenschancen sowie die Teilhabe an der Konsum- und Wohlstandswelt hat sich die Stellung der qualifizierten Arbeiterschaft über die Zeit erheblich verbessert. Um den damit verbundenen mentalen Wandel zu erfassen, sprechen manche Autoren daher auch vom »Wohlstandsarbeiter« (Goldthorpe/Lockwood 1970), der sich stark über Einkommens- und Konsuminteressen definiert. Die klassenkämpferische Pose wird von der Selbststilisierung durch Konsum abgelöst. Geiger selbst hat schon kurz nach dem Zweiten Weltkrieg eine Steigerung des Lebensstandards der Arbeiter diagnostiziert, die sie an den Mittelstand bzw. die Mittelschicht herantühre:

»Die marxistische Voraussage der Proletarisierung hat sich also nur bis zu einem gewissen Punkt erfüllt. Dann wendete sich der Strom. Heute ist von einer Proletarisierung des Mittelstands nicht mehr die Rede – und erhebliche Teile der Lohnarbeiterklasse sind obendrein zu mittelständischem Lebensstandard aufgestiegen.« (1949: 101 f.)

Andererseits haben sich die Angestelltentätigkeiten massiv ausgeweitet und zugleich gewandelt: Immer mehr Angestellte hatten nun ebenfalls einfache und repetitive Aufgaben zu erledigen, sie wurden gleichsam deklassiert. Sie waren nicht länger durch den Arbeitsplatz im Büro »geadelt«, sondern gehörten jetzt auch zum Fußvolk des Wirtschaftsprozesses. In seiner Studie über die Angestellten, die zu den Klassikern der dokumentarischen Literatur zählt, geht Siegfried Kracauer von einer fortschreitenden Proletarisierung der Angestellten aus:

»Aus den ehemaligen »Unteroffizieren des Kapitals« ist ein stattliches Heer geworden, das in seinen Reihen mehr und mehr Gemeine zählt, die untereinander austauschbar geworden sind. [...] Es hat sich eine industrielle Reservearmee der Angestellten gebildet. [...] Ferner ist die Existenzunsicherheit gewachsen und die Aussicht auf Unabhängigkeit nahezu vollständig verschwunden. Kann demnach der Glaube aufrecht erhalten werden, daß die Angestelltenschaft so etwas wie ein »neuer Mittelstand« sei?« (1971 [1929]: 12 f.)

Diese Frage stellt sich heute angesichts der Ausweitung des Dienstleistungssektors im Bereich einfacher und zum Teil gering qualifizierter Tätigkeiten immer noch. Der Pförtner eines Krankenhauses oder die Bürokraft einer Autowerkstatt sind nicht automatisch der Mittelschicht zuzuordnen. Es hat also eine Ausdifferenzierung und teilweise sogar Abwertung der einstmals mit dem Luxus eines Schreibtisches in einem warmen Büro verbundenen Angestelltenexistenz stattgefunden. Einen Vorsprung an formaler Qualifikation gibt es nur noch im Hinblick auf mittlere und höhere Tätigkeiten. Viele Angestellte können daher nicht mehr von sich behaupten, »etwas Besseres« zu sein. Es gilt wohl: Beide Gruppen, die Arbeiter und die Angestellten, umarmen sich nicht, aber sie haben sich deutlich angenähert. Der heute gängige Terminus Arbeitnehmer, ein Globalbegriff für alle abhängig Beschäftigten, ist symptomatisch für die Aufweicheung dieser Unterscheidung.

## *Massenwohlstand und die Expansion der Mitte*

Der wichtigste Schub der Expansion des Gesellschaftssegments, welches wir heute als Mittelschicht oder Mitte bezeichnen, ereignete sich in der Nachkriegszeit. Mit dem Wachstum der Mitte sah die Gesellschaft nicht mehr aus wie eine Pyramide mit schmaler Spitze und breitem Fundament, sondern formte sich zu einer Zwiebel: schmale Spitze, sehr breite Mitte, stumpfe Spitze »unten«. So porträtierte der Soziologe Karl Martin Bolte (1966) jedenfalls die Bundesrepublik der sechziger Jahre. Noch heute dient die »Bolte-Zwiebel« als Anschauungsmaterial im Sozialkundeunterricht und prägt unsere Vorstellung einer gesellschaftlichen Rangordnung, in welcher die Mitte nach Zahl und Stellung eine dominante Rolle spielt. Das Wachstum in der Mitte ging vor allem auf ein Schrumpfen der unteren Sozialschichten zurück. Im Gleichschritt mit Prozessen des gesellschaftlichen Wandels gelang vielen Menschen der soziale Aufstieg. Sie ließen ein Leben im Mangel hinter sich und erreichten einen materiell auskömmlichen, wenn auch oft bescheidenen Lebensstandard. Anschaulich lässt sich diese Veränderung am Beispiel der Klassen in deutschen Eisenbahnen nachvollziehen: Mitte des 19. Jahrhunderts wurde in Preußen das Vier-Klassen-System eingeführt: Die erste und die zweite Klasse – Salonwagen und Coupés – waren für die gehobenen Stände reserviert, die dritte Klasse mit Holzbänken und ohne Abteile für das Proletariat, die Stehplätze (zunächst noch ohne Dach) in der vierten Klasse für die untersten Schichten und die Armen. Das Modell hielt sich ca. 70 Jahre, dann wurde in den zwanziger Jahren zunächst die vierte Klasse abgeschafft, Mitte der Fünfziger – im Zuge des Wirtschaftswunders und des Anwachsens der Mitte – schließlich die dritte oder »Holzklasse«. Heute sitzt das Gros der Bahnreisenden in der zweiten Klasse. Polstermöbel, Klimaanlage und Steckdose sind dort längst Standard, die Zeiten harter Sitze und ungeheizter Waggons sind vorbei.